

PASCALE QUIVIGER



ECKSTEIN

DIE KUNST DES SCHIFFBRUCHS

atlantis

PASCALE QUIVIGER

ECKSTEIN

DIE KUNST DES SCHIFFBRUCHS



atlantis

Pascale Quiviger

Eckstein

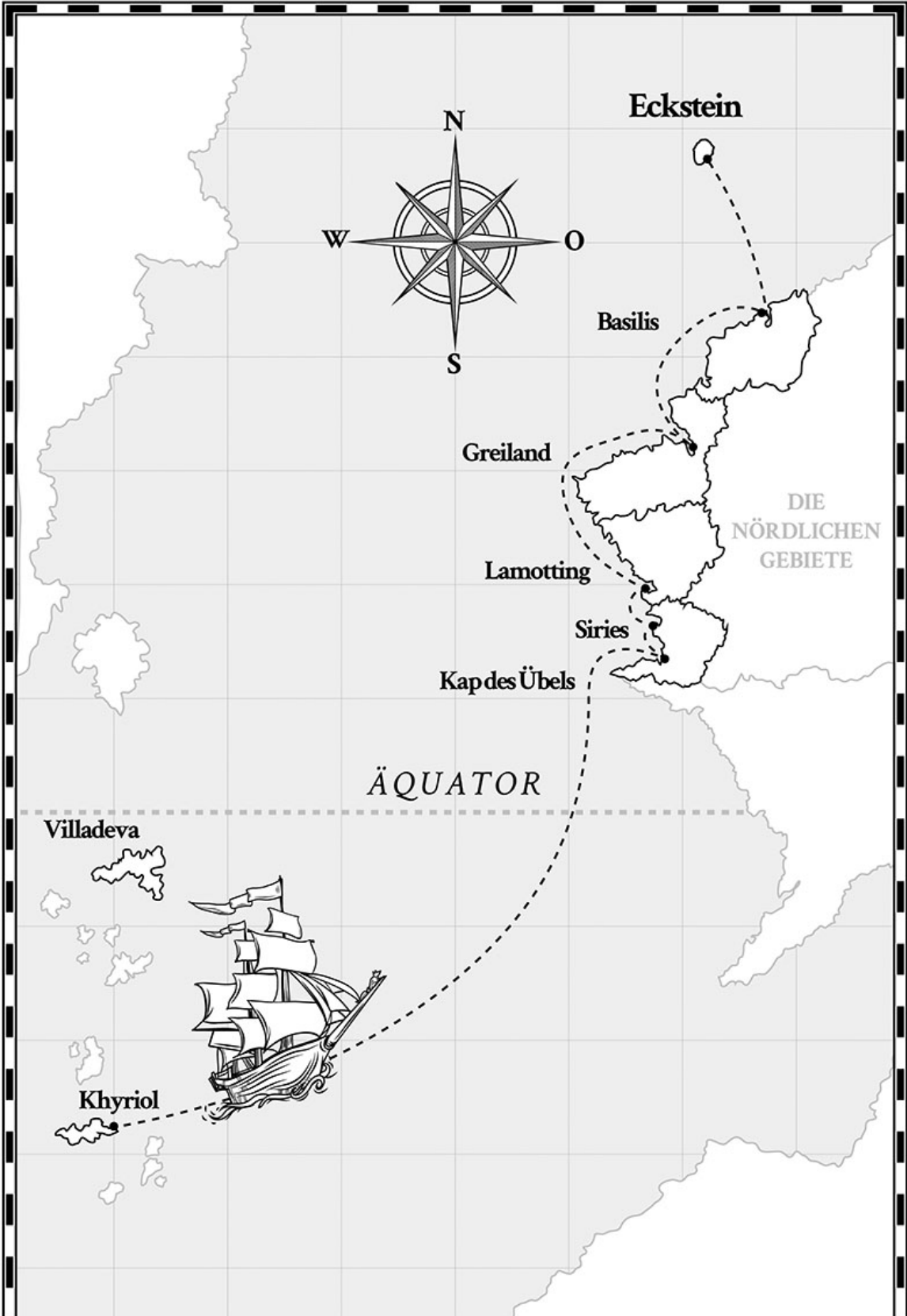
Band 1

Die Kunst des Schiffbruchs

Roman

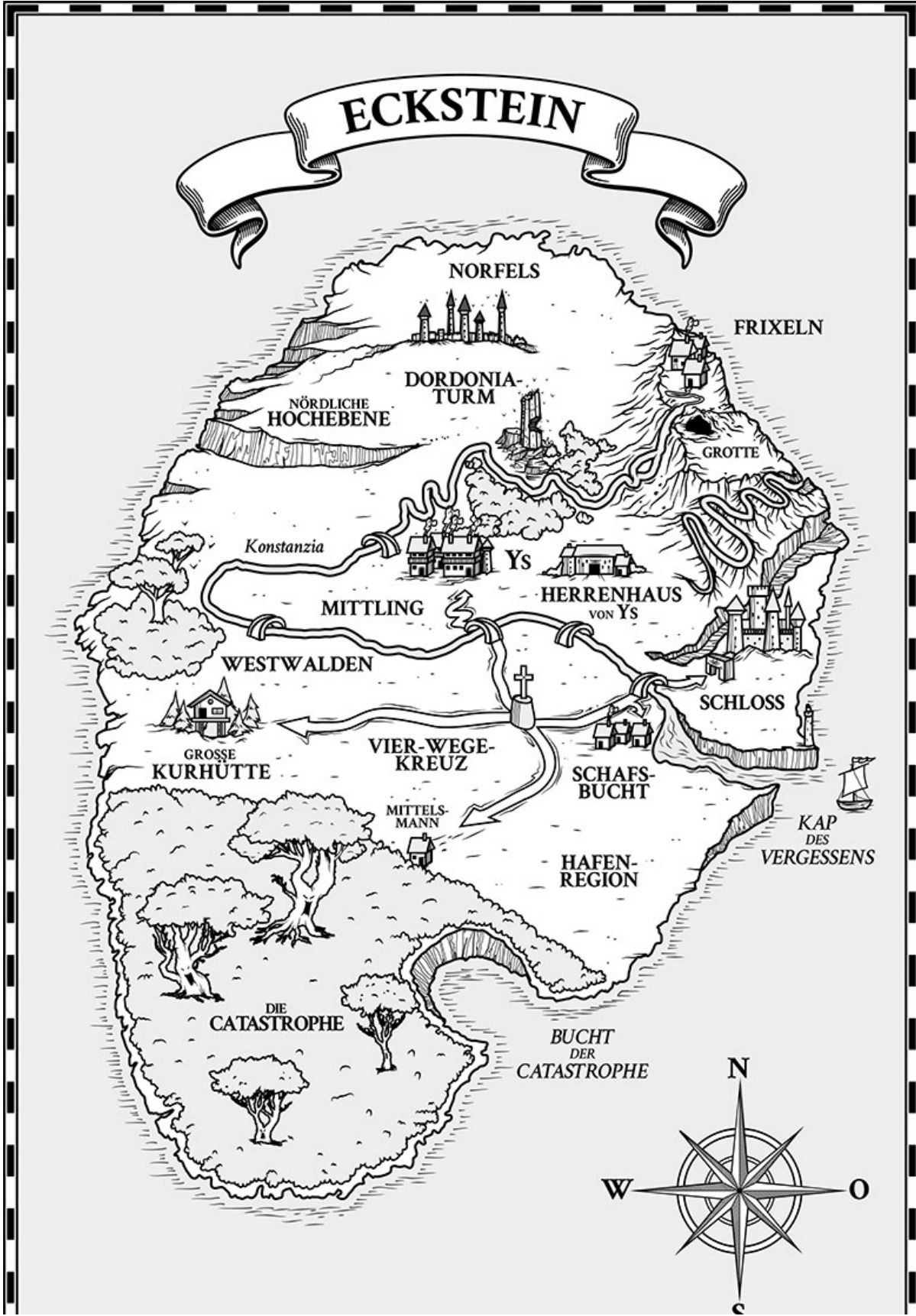
Aus dem Französischen von Sophia Marzolff

atlantis





ECKSTEIN





1

Die Woge sah aus wie ein schneebedeckter Gipfel. Das Schiff rollte auf sie zu, und sie rollte auf das Schiff zu. Dies war das Ende, vielleicht, vielleicht auch nicht.

Zwei Stunden zuvor hatten die Seeleute sich den Bauch mit trockenen Keksen und kaltem Reis vollgeschlagen, denn ein gut gefüllter Magen rebelliert nicht. Doch Reis hin oder her, der jüngste Schiffsjunge erbrach sich über die Reling hinweg die Seele aus dem Leib, der Wäscher war froschgrün im Gesicht, und Felix, der hünenhafte Rudergänger, klammerte sich an das Steuerrad.

Wie das Jüngste Gericht brach die Welle über die Isabelle herein. Fast wäre der Schiffsjunge über Bord gespült worden, doch Felix konnte ihn im letzten Moment am Knöchel packen. Die Matrosen, die im Kielraum Wasser pumpten, hörten die Wurzel des Großmasts knarren, und die Männer, die an Deck arbeiteten, hielten sich an den Tauen fest. Es war nicht das erste Mal, dass ihre letzte Stunde schlug. Sie nahmen das Unheil geduldig hin und konzentrierten sich auf die Befehle von Admiral Dorec, der gegen das Donnern anbrüllte. Nur ein einziger Mann an Bord war so mächtig, seine Befehle zu missachten.

»Prinz Tibald!«, rief der Admiral. »Kehrt in Eure Kajüte zurück, ich flehe Euch an!«

Prinz Tibald zog sich nicht gern in seine Kajüte zurück. Genau genommen waren die Isabelle sein Schiff, die Expedition seine Idee und die zweiunddreißig Seeleute seine Mannschaft. Doch wenn man ihn jetzt sah, wie er an Deck mit einem Kessel Wasser schöpfte, die Wachshosen zu den Waden hochgerollt und einen breitrempigen Hut auf dem Kopf, aus dem es triefte wie aus einer Regenrinne, dann erkannte man keinen Unterschied zwischen dem Thronfolger des Königreichs Eckstein und dem einfachsten Matrosen.

Die Wellen türmten sich so hoch, dass sie dreifach den Großmast überragten. Ihr Kamm brach sich schäumend, ihre smaragdgrün schillernden Hänge waren von seltsamen Figuren durchzogen – schwebenden Pottwalen, fliegenden Delfinen. Bei jedem Unwetter war es das Gleiche: Ein flüssiger Himmel, schwer gewordene Kleider, gerötete Finger, verworrene Taue, erloschene Lampen, grelle Blitze; die Isabelle eine Nusschale auf einem bodenlos tiefen Meer, die Männer bedeutungslose Staubkörnchen auf der Nusschale.

Ihre Not bewirkte, dass die Stunden schnell verstrichen, ihre Erschöpfung, dass sie sich hinzogen. Der Tag ging unverändert in die Nacht über, und als man es am wenigsten erwartete, gab die dichte Wolkendecke plötzlich einen Stern frei, dann zwei, dann ein ganzes Sternbild.

Es war vorüber. Das Gewitter beruhigte sich so schnell, wie es gekommen war.

»Positionsbestimmung!«, schrie Admiral Dorec.

Peupel, der Navigator, kletterte in den Ausguck an der Spitze des Großmasts und rief die überraschende Antwort herab:

»Land in Sicht!«

»Ist es Khyriol, Admiral?«, fragte Prinz Tibald, der sich das tropfnasse blonde Haar aus dem Gesicht strich.

Admiral Dorec gab die Frage an den Mann im Ausguck weiter.

»Ist es Khyriol, Peupel?«

Der Navigator stützte dort oben seine Ellbogen auf den Mastkorb, um das Gleichgewicht zu bewahren, und erforschte das Stück Himmel mithilfe seines Kompasses.

»Ja, Admiral!«

»Hm«, machte Dorec.

»Schon Khyriol?«, ertönte eine wohlklingende Stimme hinter ihnen.

Es war Willem Schöne, der Steuermann, der mit hochgekrempeelten Ärmeln auf sie zukam. Ihm war die vergangene Anspannung noch anzusehen, doch seine dunklen Augen funkelten wie eh und je. Sein kurz geschorenes graues Haar bildete einen auffälligen Kontrast zu seinem jungen, sonnengebräunten Gesicht.

»Hm«, machte der Admiral wieder.

»Großartig«, freute sich Tibald, »so können wir bei Tagesanbruch im Hafen sein.«

Er hatte der Mannschaft einen wohlverdienten Landgang versprochen und das Gewitter verflucht, das sie aufzuhalten drohte.

»O nein, mein Prinz«, widersprach Admiral Dorec. »Wir werfen sofort den Anker.«

»Aber Admiral ...«, begann Willem Schöne, der sich müde die Augen rieb.

Admiral Dorec bedachte ihn mit einem strengen Blick. Er pfiiff seinen Steuermann so oft wie möglich zurück, weil er ihn beneidete. Willem war jemand, dem alles gelang. Seine klangvolle Stimme verlieh ihm Autorität, sein gerechtes und großzügiges Urteil flößte jedermann Respekt ein: Ehe man sich's versah, würde er noch Kapitän werden. Es boten sich nur selten Anlässe, ihn zurechtzuweisen, und die kostete der Admiral genüsslich aus.

»Was der Navigator gesehen hat, Willem Schöne, war ein Leuchtturm«, erklärte er herablassend und formte seine Hände zu einem Trichter: »Nicht wahr, Peupel? Ein Leuchtturm?«

»Mehrere Leuchttürme, Admiral«, bestätigte der Navigator. »Ein regelrechter Leitweg.«

»Genau, wie ich dachte. Komm herunter, Peupel.«

Dorec wandte sich an zwei Männer, die gerade vorüberkamen.

»Felix! Ovid! Den Anker werfen, sofort!«

Der riesige Rudergänger und der dicke Schiffsküfer gehorchten, ohne zu murren.

»Ich verstehe immer noch nicht, Admiral ...«, sagte Tibald.

»Ach, viele fallen darauf herein, Hoheit. Es ist eine perfekte Täuschung. Man legt niemals nachts in Khyriol an.

Niemals. Nicht, wenn einem an seinem Schiff gelegen ist.
An der Mannschaft. An der Fracht.«

»Was für eine Täuschung denn? Ein Leuchtturm ist ein
Leuchtturm, oder etwa nicht?«

»Nicht, wenn er im Landesinneren steht, Hoheit.«

»Im Landesinneren!«, rief der Steuermann, was ihm
einen weiteren tadelnden Blick einbrachte.

»Es ist eine allseits bekannte Tatsache, Willem Schöne.
Die Schiffe, die sich von Khyriols Leuchttürmen leiten
lassen, laufen unweigerlich nahe dem Ufer auf Grund. Ganz
gleich, ob Ebbe oder Flut herrscht. Selbstverständlich eilt
man ihnen sofort zu Hilfe, und wie gerne! Backbords hilft
man der Besatzung an Land, und steuerbords leert man
derweil den Frachtraum. Pah, das ist Piratenpack, das sich
nicht einmal die Mühe macht, in See zu stechen! Ich hasse
Khyriol.«

»Nun, dies habt Ihr schon hundertmal erwähnt«,
bemerkte Tibald.

»Tausendmal«, bekräftigte Willem.

»Und ich scheue mich nicht, es ein weiteres Mal zu
sagen. Ich hasse Khyriol.«

Ein langes Schweigen setzte ein, das nur vom
Quietschen der Ankerkette begleitet wurde. Niemand ließ
sich gern auf einen Streit mit Albert Dorec ein, jenem klein
gewachsenen Mann, der sich »Admiral« nennen ließ,
obwohl das Königreich Eckstein niemals eine Armee
besessen hatte. Ein halbes Jahrhundert auf See hatte ihm
die Gabe des richtigen Worts zur rechten Zeit verliehen

und dazu einen Glatzkopf, auf dem sich der Ozean spiegelte. Eine missglückte Polarexpedition hatte ihn einst berühmt gemacht, bei der er, damals noch Matrose, die Mannschaft vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Als die Expedition nach Eckstein zurückkehrte, brachte sie zwei Bärenhäute, etwas Robbenfett, weniger Zehen, als es Seeleute gab, und nicht ein einziges Ohrläppchen mit, doch dem jungen Dorec war eine großartige Laufbahn beschieden.

Jetzt unterstand er dem direkten Befehl von König Alberich, der ihm die Sicherheit von Prinz Tibald anvertraut hatte. Dorec lag seine Aufgabe sehr am Herzen, und er widmete sich ihr nach Kräften. Soviel man wusste, hegte er nur eine einzige Schwäche, die er in einer Blechdose unter seiner Koje versteckte: Marzipanplätzchen aus seiner Heimatstadt. Und an die dachte er nun, als er das Schweigen brach:

»Alle Mann ab in die Heia, bis auf die Wache.«

Die Wache bestand aus Gruppen, die sich alle vier Stunden beim Schlag einer Glocke ablösten; die Nachtschicht war in der Regel die ruhigste. Die tropische Luft, feucht und schwer von Düften, umwaberte die Isabelle. Der weiße Fuchs, die Galionsfigur des Segelschiffs, hatte die Ohren aufgerichtet und streckte seine Schnauze in Fahrtrichtung. Nichts störte die nächtliche Ruhe, nur das Klappern der Seilrollen an den Masten und das Plätschern des Wassers gegen den Schiffsrumpf. Von Zeit zu Zeit piff einer.

Siebzehn Monate waren die Seefahrer nun schon unterwegs. Sie hatten allerlei exotisches Getier gesehen, wunderliche Pflanzen und magische Rituale. Im Frachtraum türmten sich Artefakte, Gesteinsproben und Mineralien. Doch in der Vorratskammer gab es nur noch Schiffskekse, die so trocken waren, dass man sie mit einem Hammer zerschlagen musste, und in den Trinkwasserfässern wimmelte es von fetten Würmern. Die Isabelle musste dringend ihre Vorräte auffüllen. Außerdem hatten sich alle einen Landbesuch verdient, nachdem sie Wochen um Wochen immer nur denselben flachen Horizont gesehen hatten – als einzige Zerstreuung eine Handvoll temperamentvoller Stürme, die die Mägen in Aufruhr versetzten und die Deckplanken mit Seepferdchen sprenkelten. Ein bisschen Festland würde allen guttun.

Khyriol also.

Admiral Dorec war entschieden dagegen. Khyriol war eine so malerische wie berüchtigte Insel. Auf der einen Seite saftige Mangos, Straßenakrobaten, bunte Fähnchen; auf der anderen finstere Gassen, Taschendiebe, Schmuggler. Man brauchte Humor, um diese Mischung zu schätzen, und dieser Humor ging ihm gänzlich ab.

Kurz vor dem Unwetter hatte Dorec wie jeden Mittwoch eine Partie Schach gegen Tibald begonnen, ganz im Sinne von König Alberich, dem daran gelegen war, dass sein Sohn »seinen Kopf zwischen den Schultern« behielt. Allerdings war der Admiral ein schlechter Spieler und ein noch

schlechterer Verlierer. Und so war er kurz vor ihrem Zwischenhalt mürrischer denn je.

»Jemand sollte an Bord bleiben, mein Prinz«, wiederholte er vor jedem Zug. »Ich habe schon erlebt, wie in Khyriol Schiffe ausgeweidet wurden. Jemand sollte Wache halten.«

»Konzentriert Euch, Admiral. Ihr seid dran.«

»Einer sollte unbedingt den Klüver im Auge behalten, Hoheit«, fuhr Dorec fort, während er zerstreut einen Bauern umsetzte. »Das Marssegel, das Sturmsegel, die Stagfock.«

»Kurz gesagt, die Segel.«

»So ist es, Hoheit. Aber auch die Wanten, die Fallen, die Schote ...«

»Mit anderen Worten, das Tauwerk.«

»Ganz richtig, mein Prinz, aber auch die Takelage ganz allgemein. Sämtliche Apparaturen, die zur Bedienung des Segelwerks ...«

»Ich weiß, was eine Takelage ist, Admiral.«

»Ja, gewiss, Hoheit. Wie auch immer, ich habe nachgedacht und es ist beschlossene Sache: Ich bleibe an Bord.«

»Sehr schade«, sagte Tibald und musste im Stillen lächeln. »Ich werde Euch ein Souvenir mitbringen. Schachmatt, Admiral.«

Tatsächlich sollte Tibald weit mehr als ein Souvenir aus Khyriol mitbringen. Admiral Dorecs Sorgen hatten gerade erst begonnen.

2

Tibald war in seinen Kleidern zu Bett gegangen und hatte nicht einmal die Schuhe ausgezogen. Er war sofort in einen tiefen Schlummer gefallen. Im Schlaf wie im Wachzustand hatte er große Ähnlichkeit mit seiner Mutter, der Spitzenklöpplerin, die König Alberich so geliebt hatte: helle Augenbrauen, eine breite Stirn, ein Gesicht, das offen, ehrlich und freundlich war, ohne perfekt zu sein. Königin Luise war gestorben, als Tibald noch ein Kind war. Danach war sein Vater nicht mehr derselbe gewesen.

An Tibalds fünfzehntem Geburtstag hatte König Alberich ihm die Isabelle anvertraut, weil er spürte, dass sich sein Sohn in dem kleinen Königtum eingeengt fühlte. Und nun ging der schöne Dreimaster aus Weißeichenholz schon seit einigen Jahren in Eckstein nur noch vor Anker, um möglichst bald wieder abzulegen. In der See hatte der Prinz eine perfekte Gefährtin gefunden: Sie ließ ihn mit jedem Tag reifen, so wie Regentropfen nach und nach einen Felsen formen. Er wusste, wenn er erst einmal König war, würde er nicht mehr die Freiheit haben, den Erdball zu umsegeln. Dann würde er ganz für sein Volk da sein, diese zähen Bewohner eines rauen Landes, in dem noch die kleinste Runkelrübe einen Sieg über Wind und Gestein darstellte. Er würde ganz für seine Insel da sein, die

berühmt war für ihre Künstler und ihre Goldschmiede und unter jedem König das Kunststück vollbracht hatte, in einer Welt voller Kriege neutral zu bleiben.

Tibald nutzte also seine jungen Jahre, um zu reisen, aber insgeheim strebte er noch aus einem weniger hehren Grund immer wieder in die Ferne: Die Atmosphäre im Schloss bedrückte ihn. Er hatte das dunkle Gefühl, dass die im Lauf der Jahrhunderte gefestigte Harmonie in allernächster Zeit umschlagen könnte. Etwas versetzte ihn in Unruhe. Er wusste selbst nicht, was es war, wollte es auch gar nicht so genau wissen. Statt darüber zu reden oder darüber nachzugrübeln, setzte er lieber die Segel und brach in immer fernere Regionen auf. Diesmal war er unter dem Vorwand losgesegelt, die Kartierung der Tropen zu verfeinern und ihre geologischen Gegebenheiten zu erforschen. Es war seine bislang kühnste Reise und – ohne dass er es wusste – auch seine letzte.

Am Morgen nach dem Gewittersturm holte der Gedanke an Khyriol ihn schon früh aus dem Schlaf. Er brauchte einen Moment, um seine schweren Lider zu heben, aber was er dann sah, verblüffte ihn so sehr, dass er die Augen weit aufriss und beinahe aus seiner Schlafkoje gefallen wäre. Rings um ihn erstrahlte jeder Gegenstand in einer Art kosmischem Leuchten. Die Laterne, die große Truhe aus Zedernholz, die dicken Nägel in der Tür, die Lupe, der lederne Trinkschlauch, die Knöpfe seines am Haken hängenden Mantels, auch der Haken selbst: Alles war durchscheinend wie Kristall. Die geschnitzten Vogelflügel

in der Wandvertäfelung schienen kurz davor, sich zu öffnen. Noch nie hatte Tibald etwas Schöneres gesehen. Ein so großes Glücksgefühl erfasste ihn, dass es beinahe schmerzte.

Er stützte sich auf seinen Ellbogen und schüttelte den Kopf. Plötzlich verschwand das seltsame Phänomen. Alles wurde wieder normal, undurchsichtig, kompakt und gewöhnlich. Die Möbel waren an der Wand befestigt, die geschnitzten Flügel lagen wieder gefaltet im Eichenholz. Die Kissen hatten abgeschuete Bezüge, auf dem Tisch blätterte an der Stelle, wo der Prinz immer seine Handgelenke ablegte, der Lack ab, der Mantel hatte die üblichen Ölflecken und der runde Türrahmen war wie immer zu niedrig. Hatte er geträumt? Es musste wohl so sein. Tibald stand auf, zog seinen Gürtel zurecht und wusch sich das Gesicht. Heute also Khyriol.

Um sich für den Landgang herauszuputzen, waren sich die Seemänner mit dem Läusekamm durchs Haar gefahren und hatten ihre Matrosenjoppe angezogen, eine Uniformjacke, die sie irgendwie sauber zu halten schafften. Einige waren ins Schiffslazarett gegangen, wo sich der Chirurg heute als Barbier befleißigte, mit sehr unterschiedlichen Resultaten. Doch ob die Männer nun hübscher oder hässlicher herauskamen – als sie erst einmal an Land waren, konnte ihnen nichts mehr die Laune verderben.

Den Hafen im Rücken stiegen sie ein Gewirr aus Treppen hinauf, neben denen sich gelbe Häuser

übereinanderschachtelten. Oben angekommen, öffnete sich vor ihnen ein großer Platz, wo ihnen Düfte von Gebratenem, frischem Brot und süßem Karamell in die Nase drangen. Das Kopfsteinpflaster wellte sich über dem Wurzelwerk lampiongeschmückter Platanen. Jongleure, Puppenspieler, Amulettverkäufer und Wahrsagerinnen drängten sich in einem großen bunten Durcheinander, das leicht und fröhlich anmutete.

Die meisten Matrosen der Isabelle wollten den Geburtstag des jüngsten Schiffsjungen zum Anlass nehmen, ordentlich zu feiern. Der Junge, der den Spitznamen »Hänfling« erhalten hatte, hatte beim Anheuern über sein wahres Alter gelogen, um mit auf Fahrt gehen zu dürfen. Nun war er dreizehn Jahre alt geworden, womit seine Tätigkeit auf dem Schiff endlich legal wurde. Tibald, der unsicher war, ob eine krachende Feier ebenso legal sei, schloss sich lieber einem kleinen Grüppchen an, das aus dem Smutje, dem Chirurgen und den beiden Rudergängern Felix und Bugspruet bestand.

Felix und Bugspruet waren denkbar unterschiedliche Brüder. Sie stammten aus einer Familie, in der der Beruf des Rudergängers von Generation zu Generation weitergegeben wurde. Bugspruet (benannt nach dem gleichnamigen Mast) war klein und muskulös, hatte O-Beine und war eine ausgesprochene Spielernatur. Felix, der ihn um mindestens drei Köpfe überragte, war ein fescher Kerl, auf sein Äußeres bedacht, und wechselte im Unterschied zu den anderen regelmäßig sein Hemd. Im

Grunde war er ein Mädchen in der Gestalt eines Hünen. An diesem Vormittag hätte er seine Begleiter am liebsten zu dem Verkaufsstand mit exotischem Schmuck hinübergezogen, aber er wagte nicht, darauf zu bestehen. Sein Bruder Bugspriet ermahnte ihn sowieso schon dauernd, er solle sich zurückhalten. Der Smutje, der ihnen wochenlang mit dem berühmten Khyrioler Eintopf in den Ohren gelegen hatte, wollte unbedingt in eine Schenke einkehren. Schon auf dem Weg hatten sie die Arme voller riesiger Weintrauben und entsprechend klebrige Hände.

Sie kamen an zwei Tischen von öffentlichen Schreibern vorbei.

»Oh, là, là! Was für eine Haarpracht ...«, seufzte Felix mit Blick auf die junge Frau, die mit tintenverschmierten Fingern über einen Brief gebeugt saß, den ihr eine ältere Dame diktierte.

Am Nebentisch arbeitete ein dicker Mann mit einer kleinen grünen Meerkatze auf der Schulter. Er redete lautstark auf seinen Kunden ein, der ihm eingeschüchtert gegenüber saß. Mitten in seiner Suada schnalzte der Dicke unauffällig mit der Zunge, woraufhin sein Affe unter den Tisch flitzte, um heimlich nach der Geldbörse des Kunden zu fummeln.

Ein Dieb.

Tibald konnte Diebe nicht leiden. Deshalb ließ er eine große grüne Traube neben dem Äffchen fallen, das dieser Verlockung nicht widerstehen konnte. Es rannte der über das Pflaster rollenden Beere nach. Sein Herr rief es laut

schreiend zurück, doch Tibald lockte es Traube um Traube vom Tisch des Schreibers weg, wobei er sämtliche Beeren abzupfte. Der Schreiber sprang so heftig auf, dass sein Stuhl umfiel.

»He, Ihr da, der große Blonde!«, rief er im Dialekt der Insel.

Der Prinz tat, als würde er ihn nicht hören, und drückte mit harmloser Miene die Tür zur Schenke auf. Während sich seine Begleiter riesige Eintopfportionen kommen ließen, beobachtete er interessiert eine Runde von Männern, die in der Nähe des Tresens leidenschaftlich Karten spielten. Nur ihm fiel das Kreuzass auf, das ein Spieler heimlich aus seinem Ärmel zog.

Ein Falschspieler.

Tibald konnte Falschspieler nicht leiden. Ohne lange nachzudenken, versetzte er dem Chirurgen einen Remppler, worauf dieser seinen dampfenden Eintopf über den Tisch ergoss. Die bespritzten Kartenspieler fluchten laut und sprangen wie zuvor der Schreiber von ihren Stühlen auf, die polternd umfielen. Prinz, Chirurg und Rudergänger eilten schnell wieder zur Tür hinaus. Der Smutje umklammerte noch einen Augenblick seine dampfende Schüssel, bis ihm bewusst wurde, dass es lebensgefährlich werden könnte, noch länger in der Schenke zu verweilen. Frustriert suchte er ebenfalls das Weite.

Nach diesem Muster verlief der ganze Vormittag. Sicher, es gab da die Gaukler, die Schokoladenbrunnen, die Paradiesvögel und die Blütenketten, doch Tibald sah

überall nur Diebe, Betrüger und Schwindler. Ständig mischte er sich in fremde Angelegenheiten ein, er konnte es einfach nicht lassen. In einer Stadt, in der die Bewohner ihr Geld mit Gesetzesbruch verdienten, brachte er alle gegen sich auf. Seine Begleiter blickten nervös hinter sich und suchten bereits nach einem Vorwand, um zum Schiff zurückzukehren. Als der Prinz auch noch bei einer Straßenschlägerei dazwischengehen wollte, verlor Felix die Geduld.

»Bei allem Respekt, Hoheit, Ihr erlaubt?«

Er schob ihn eilig in Richtung Hafen, wobei er ihn fast vom Boden hob. Hinter ihnen erklangen wütende Stimmen. Gegnerische Banden hatten sich zusammengeschlossen, um ihnen nachzufolgen, und der Chirurg, von dem bereits der Eintopf herabtropfte, bekam noch eine Ladung Tomaten ab. Während Felix den Prinzen sicher an Bord brachte, verteilten sich die anderen über die Stadt, um den Rest der Mannschaft zusammenzutrommeln. Und so fanden sich alle viel früher als geplant wieder auf der Isabelle ein, als man dort noch dabei war, frische Waren zu verladen.

Tibald zog sich in die Offiziersmesse zurück – so hieß der Raum neben seiner Kajüte, in dem die Expedition geplant und vertrauliche Gespräche geführt wurden – und sank verdrossen in den schönen, aber recht unbequemen Ebenholzsessel, in dem er in den vergangenen siebzehn Monaten alle wichtigen Entscheidungen getroffen hatte.

Sogleich tauchte Admiral Dorec auf.

»Ihr seid ja schon wieder zurück, Hoheit. Und obendrein außer Atem ...«, bemerkte er im Hereinkommen.

»Khyriol ist eine anstrengende Insel, Dorec. Sie zeigt einem sowohl ihre schöne als auch ihre hässliche Seite.«

»Es ist ein übles Eiland, mein Prinz, Schluss aus. Das völlige Gegenteil von Eckstein.«

Tibald stützte seine Ellbogen auf den langen Tisch, in dessen Schubladen allerlei Navigationsgeräte und Seekarten untergebracht waren.

»Auch Eckstein hat seine hässliche Seite ...«, seufzte er.

Damit spielte er auf ein großes Tabu an, einen wunden Punkt, der jedem bekannt und keinem begreiflich war. Statt zu antworten, klopfte der Admiral auf einer der Sanduhren an der Wand herum, als könnte die unangenehme Minute so schneller vorübergehen.

»Wir müssen den Anker lichten«, erklärte Tibald.

»Jetzt? Aber nein. Unmöglich, Hoheit.«

Dorec ließ sich auf der Sitzbank nieder.

»Die Trinkwasservorräte sind noch nicht aufgefüllt.

Außerdem geht nicht die geringste Brise. Da ist nicht mehr Wind als ein Fliegenfutz. Allenfalls der Futz einer Mücke. Vielleicht ein Läusefutz. Ein ...«

Steuermann Willem Schöne steckte seinen Kopf durch die Tür:

»Alle sind abfahrbereit. Wir lichten den Anker.«

»Aber ...«, protestierte der Admiral.

»Die ganze Stadt ist hinter dem Prinzen her«, erklärte Willem und deutete mit dem Kinn zum Hafen hinüber.

Der Admiral wandte sich zu dem großen Fenster um, das aus kleinen Rautenscheiben zusammengesetzt war, und sah, dass sich eine große Menschenmenge auf dem Kai versammelt hatte. Er eilte an Deck, um das Kommando zu übernehmen, musste aber feststellen, dass der Steuermann bereits den Befehl zum Segelhiszen gegeben hatte. Die Laufplanke, die das Schiff mit dem Festland verband, hatte man gerade noch rechtzeitig eingezogen.

Es war ein mühseliges Ablegen. Ovid, der Küfer, der alles, was ihm unter die Finger kam, mit einem Seemannsknoten versah, beschwerte sich, er habe weder die Waren sicher verstauen noch die Fässer im Frachtraum so verteilen können, dass das Gleichgewicht des Schiffes gewährleistet sei. Er klagte darüber, dass sie zu wenig Frischwasser hätten und man folglich den Rest der Ekelbrühe trinken müsse, die schon seit Monaten vor sich hin modere.

Die anderen Landgänger hatten zu viel intus. Sie torkelten von Backbord nach Steuerbord, sangen in schiefen Tönen und friemelten an den Tauen herum, ohne recht zu wissen, was sie damit anfangen sollten. Die Luken, durch die man die neuen Vorräte vom Hauptdeck zum Zwischendeck und vom Zwischendeck in den Frachtraum befördert hatte, standen noch offen; in eine fiel ein Toppsgast hinein und brach sich das Handgelenk. Die Isabelle musste wegen des fehlenden Windes lavigieren. In großen Zickzacklinien entfernte sie sich in Richtung Horizont, als wäre auch sie betrunken.

Erst gegen Mitternacht nahm sie endlich Fahrt auf. Die wenigen nüchtern gebliebenen Matrosen wurden der Nachtwache zugeteilt. Die anderen hauten sich im Zwischendeck aufs Ohr, ohne sich erst die Mühe zu machen, ihre Hängematten vom Haken zu nehmen und ihre Mäntel zu einem Kopfkissen zusammenzurollen.

Niemand hatte den blinden Passagier bemerkt.

3

Ein Hämmern riss Tibald in aller Herrgottsfrühe aus dem Schlaf. Jemand klopfte ausdauernd mit kurzen, präzisen Schlägen gegen die Tür: ganz sicher der Admiral.

Und tatsächlich war es Albert Dorec, der verlegen stammelte:

»Hoheit, es scheint, dass sich ... tja ... dass sich ein Problem ergeben hat.«

»Ein Problem?«

»Offenbar ist ... nun ja ... etwas Unerwünschtes an Bord gelangt, mein Prinz.«

Ganz untypisch für ihn blickte der Admiral zu den Deckenbalken, als wagte er nicht, den Prinzen anzusehen.

»Etwas Unerwünschtes? Erklärt Euch genauer, Dorec. Ein Pirat? Eine Seuche? Schon wieder Läuse? Mehlmotten?«

»Eine Frau, Hoheit.«

»Wie bitte?«

»Ich dachte erst, es handele sich um einen Knaben, aber tatsächlich ist es ... ähm ... ein Frauenzimmer, Hoheit. Ein junges Frauenzimmer mit dunkler Haut.«

Dorec starrte immer noch an die Decke. Tibald kratzte sein zerzaustes Haar.

»Na, so was. Wie ist sie denn an Bord gekommen?«

»Wir vermuten, sie ist geschwommen, Hoheit, und ... hat sich dann an einem Tau hochgezogen ... das ins Wasser hing.«

»Ein Tau, das ins Wasser hing? Ein Tau hing ins Wasser? Seht mich an, Dorec! Wer hat denn ein Tau im Wasser hängen lassen?«

»Wenn ich das nur wüsste, mein Prinz«, seufzte der Admiral und blickte ihm für einen winzigen Moment in die Augen. »Wir waren mit der Warenaufnahme beschäftigt, als ...«

»Schon gut.«

»Wie meinen, Hoheit?«

»Es ist gut. Was will sie?«

»Sie sagt nichts, Hoheit. Sie versteht unsere Sprache nicht. Aber wir haben dies hier gefunden.«

Der Admiral ließ mit angewiderter Miene einen alten Beutel aus Wildleder in die Hand des Prinzen gleiten. Der Beutel enthielt Münzen aus drei verschiedenen Königreichen, darunter Khyriol, außerdem ein Medaillon mit dem Bildnis eines kleinen Mädchens.

»Bringt sie zu mir«, sagte Tibald.

Dorec ließ eine sehr junge Frau mit kurzem Haar und großen grünen Augen eintreten, die einen dunklen Mischlingsteint hatte. Ihre noch nassen Jungenkleider hingen an ihrem zierlichen Körper wie an einer Wäscheleine. Anders als der Admiral zeigte sie keine Scheu, den Prinzen anzusehen, während er sie musterte. Sie hatte ein selbstbewusstes Gesicht, eine hohe runde

Stirn und einen so herausfordernden Blick, dass Tibald das Gefühl hatte, sie wisse schon alles über ihn. Fast hätte er den Blick vor ihr gesenkt.

»Dein Name?«

»Ich heiße Ema Beatriz Ejea Casarei«, antwortete sie ohne zu zögern.

Tibald sah zum Admiral hinüber, der die Lippen zusammenkniff. Dass die junge Frau plötzlich in der Sprache des Nordens redete, ärgerte ihn erheblich.

»Dein Akzent ist mir nicht vertraut«, meinte Tibald.

»Woher kommst du?«

»Ich verstehe sieben Sprachen. Drei davon spreche ich gut, vier nur leidlich.«

»Du hast nicht auf meine Frage geantwortet.«

»Nein.«

Tibald beharrte nicht weiter darauf. Er war der Überzeugung, dass aufrichtige Geständnisse freiwillig kommen mussten. So eine Einstellung konnte man sich freilich nur als ehrbarer Mann eines gerechten Königreichs leisten.

»Was tust du hier auf dem Schiff?«

»Ich suche Arbeit.«

»Hast du schon mal auf einem Schiff gearbeitet?«

Jetzt mischte sich der Admiral ein:

»Mein Prinz! Wollt Ihr sie etwa anheuern? Ihr werdet doch wohl nicht ...«

»Ich lerne schnell«, unterbrach ihn die junge Frau.

»Daran zweifle ich nicht«, sagte Tibald. »Bist du vor jemandem auf der Flucht? Oder vor etwas?«

»Ich fliehe aus einer Stadt, in der nur Betrüger ihr Brot verdienen.«

»Hm. Und wer sagt dir, dass wir besser sind?«

»Ein kleiner Affe hat es mir gesagt. Und auch von einem Eintopf habe ich gehört.«

»Ein kleiner Aff...?« Tibald unterbrach sich. »Zeige mir deine Hände.«

Sie zeigte ihre Hände vor. Die Innenflächen waren vom Tau des Lademasts aufgeschürft, die Fingertintenverschmiert.

»Ich war mir sicher, dass ich dich schon irgendwo gesehen hatte«, murmelte er.

Ohne die lange Lockenpracht, die Felix so bewundert hatte, war die Schreiberin fast nicht wiederzuerkennen. Tibald versank in ein langes Schweigen, bevor er einen Entschluss fasste:

»Admiral Dorec wird dich in die Obhut von Willem Schöne geben, seinem Steuermann.«

»Hoheit, da muss ich protestieren!«, protestierte der Admiral, dessen Augen von links nach rechts irrten. In seiner Panik überlegte er bereits fieberhaft, wie er diese Angelegenheit vor König Alberich geheim halten konnte.

»Und warum?«

»Aber mein Prinz, wir können diese ... Casarei unmöglich hierbehalten! Ihr wisst doch, wie abergläubisch Seeleute

sind. Ein Weib an Bord treibt das Glück hinfort. Es bedeutet pu-res Un-glück!«

»Seeleute lassen sich aus Aberglauben auch den Bart bis zum Boden wachsen und kaufen sich völlig überteuerte Amulette. Findet Ihr das etwa vernünftig, Admiral?«

»Vernünftig nicht, Hoheit, aber man muss die Männer bei Laune halten, wenn man will, dass das Schiff fährt.«

»Dann sollen sie eben so tun, als wäre sie ein Junge.«

»So tun, so tun ... Das sagt sich so leicht, Hoheit ...«

Admiral Dorec war nicht zu beruhigen. Zu oft schon hatte ihn der Prinz in Schlamassel hineingeritten. Er respektierte ihn als Prinzen, konnte ihn sich aber nur schwer als König vorstellen. Doch wieder einmal fand Tibald ein Argument, um sich durchzusetzen:

»Wägt einmal unsere Optionen ab, Admiral. Entweder wir fahren nach Khyriol zurück, wo man uns ordentlich rupfen wird, oder wir werfen die Casarei, wie Ihr sie so ungalant nennt, ins Meer. Mir wäre lieber, sie bleibt vorerst an Bord.«

Der Admiral antwortete nicht. Er hatte wieder begonnen, die Decke anzustarren. Von allen Situationen, in die der Prinz ihn gebracht hatte, war dies bei Weitem die heikelste. Tibald wandte sich der jungen Fremden zu, die ihnen mit gleichgültiger Miene zugehört hatte, ohne sich etwas anmerken zu lassen.

»Kannst du arbeiten wie ein Junge?«

»Ja, das kann ich.«